Illustrierte Unterhaltungsbeilage „Der Gesellige."

49. Woche. Verlag: Gustav Röthes Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige" in Graudenz. Jahrgang 1915.

Straßenbild aus dem eroberten Semendria, welches durch die Beschießung stark gelitten hat.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von L. Blümcke.

(Fortsetzung.)

Mehr und mehr setzte sich die Idee in Friedas Kopf fest, daß der Schloßherr, in den sie schon längst ebenso glühend verliebt war, wie damals zu anfang in Bruno Reimann, sie jetzt allen andern Mädchen; denen er wohl noch aus alter Gewohnheit den Hof machte, bevorzugte. Kleine Aufmerksamkeiten, gelegentliche Schmeicheleien und verliebte Blicke, die er ihr zuwarf, sprachen ja dafür. Nach einem der letzten Zechgelage kniff er sie sogar in die Wange und nannte sie ein „Blitzmädel", hinter dem alle jungen Gänse der Gegend sich verstecken könnten.

Da strahlten ihre Augen in Seligkeit und sie träumte während der Nacht von Brillantschmuck und goldenen Kronen, sah sich als Königin und alle jungen adeligen Damen huldigten ihr.

„Du mußt ihm entgegenkommen, sonst wagt er nicht, Dir eine Liebeserklärung zu machen, weil er Dich für ein so sehr ehrbares Mädchen hält, das ihn abweisen würde wegen all seiner früheren galanten Abenteuer," redete sie sich ein und entwarf nun allerlei wahnwitzige Pläne.

Allein am nächsten Tage schien v. Lupenski auch rein gar nichts mehr von seinem gestrigen Verhalten zu wissen. Er begegnete ihr steif und gemessen, wie immer, wenn er nüchtern war. Er schien überhaupt während des Mittagsmahls in sehr gereizter Stimmung. Schimmelpfennig nahm an demselben nicht teil, denn er war wieder einmal betrunken. Vielleicht hatte er die Veranlassung zu des Schloßherrn übler Laune gegeben.

Es kam nämlich sehr häufig zu recht unangenehmen Szenen zwischen den beiden, so daß Frieda nicht verstehen konnte, weshalb der alte Trunkenbold, der seine Arbeit jetzt doch nicht mehr verrichten konnte, immer noch im Schloß geduldet wurde.

Heute fragte sie v. Lupenski offen danach. Aber da warf der ihr einen bitterbösen Blick zu und erwiderte, daß sie das nichts anginge. Diese Antwort kränkte sie tief und sie weinte bittere Tränen.

Vielleicht hätten die den stolzen Herrn gerührt, aber gerade, als er etwas sagen wollte, torkelte der Bucklige mit gläsernen Augen und kupferroter Nase herein und machte einen Heidenspektakel, weil man mit dem Essen nicht auf ihn gewartet.

„Ich verbitte mir dieses Betragen," erwiderte v. Lupenski ihm, nachdem Fräulein Riemschneider und die alte Dame sich zurückgezogen hatten. „Meine Geduld hat jetzt ein Ende, Du versoffener Lump! Wenn Du Dich nicht zusammennehmen kannst, dann werfe ich Dich auf die Straße!"

Das war Schimmelpfennig nicht gewöhnt, daß ihm so widersprochen wurde. Aber v. Lupenski vergaß in seiner Aufregung in diesem Augenblick jegliche Vorsicht. Er hätte den lästigen Menschen am liebsten niedergeschlagen.

Der lachte ihm ins Gesicht: „Du mich auf die Straße werfen? Hast Du denn vergessen, was ich für Dich getan? Einen Meineid habe ich für Dich geleistet, um Dir den Weizenschlag zu verschaffen!! Ha, heute sind dies zwei Jahre her!"

Weiter ließ v. Lupenski, der plötzlich wieder Herr seiner selbst geworden, den Trunkenen nicht sprechen. Er preßte ihm mit seiner Rechten den Mund zu und gab ihm gute Worte, doch wenigstens nicht so laut zu reden.

„Verzeih," sprach er. „Ich habe so viel Verdrießlichkeiten gehabt, darum bin ich leicht erregbar, alter Freund. Es ist natürlich nicht so gemeint. Komm, setze Dich hierher an den Tisch. Wir trinken ein Glas Wein zusammen. Ich werde dafür sorgen, daß für Dich sofort gedeckt wird!"

„Ja, wenn man so mit mir redet, dann ist das ein ander Ding," sprach der Bucklige in sanfterem Ton, sich sofort niedersetzend und gierig nach der großen Karaffe aus feingeschliffenem Kristallglas greifend, in der ihm das rote Rebenblut gar zu verführerisch entgegenglänzte.

Er trank sein Glas mit einem durstigen Zuge leer, schnalzte mit der Zunge und war mit einem Schlage wieder der gemütlichste Mensch von der Welt. Aber v. Lupenski saß die Angst und der Schreck noch in allen Gliedern. Er öffnete beide Türen, um zu sehen, ob nicht etwa jemand gelauscht.

Es war niemand zu sehen. Und doch! Drüben huschte an der Wand sehr schnell der Schatten einer weiblichen Gestalt vorüber. So viel konnte er wahrnehmen, weiter jedoch nichts. Das würde ein Stubenmädchen gewesen sein, meinte er, die dumme Auguste, die so leicht nichts begreift. Dann hätte es keine Not und man könnte von großem Glück sagen.

Es war in Wirklichkeit kein Stubenmädchen, das da so eilig floh, sondern niemand anders als Frieda Riemschneider, die des Buckligen Worte genau verstanden hatte und nun zu der Ueberzeugung kam, daß ihre Großmutter und der alte Seidenkranz damals das Richtige vermutet hatten, indem sie steif und fest behaupteten, alles mit dem Verkauf des Weizenschlags sei Schwindel und der Spitzbube Schimmelpfennig hätte einen falschen Eid geschworen.

„Das soll mir als Waffe dienen!" rief sie nun aus, nachdem sie eine Weile überlegt, was sie soeben gehört.

„Jetzt ist mir sonnenklar, warum die beiden so zusammenhalten! Aber wo ich ihr Geheimnis kenne, habe ich sie in meiner Hand, da soll der stolze Schloßherr mich nicht noch einmal so barsch anfahren!"

Am nächsten Tage traf ein Brief von Irmgard ein, in welchem sie den Tag der Verlobung bestimmte. Der kommende Sonntag sollte es sein. Da trat v. Lupenski in das Damenzimmer, in dem die Frau Oberst und Fräulein Riemschneider sich gewöhnlich aufhielten, um jetzt endlich auch diese in sein Vorhaben einzuweihen.

Frieda war gerade allein anwesend, da die alte Dame sich zu Bett gelegt hatte. Er sah so feierlich aus und befand sich in einer ganz auffallenden Erregung, so daß es ihm unschwer anzumerken war, daß er etwas ganz Besonderes auf der Seele hatte.

Was könnte es sein? Wollte er um Verzeihung bitten, war er endlich zur Besinnung gekommen? fragte sich Frieda, ihn überrascht anschauend.

Und nun spricht er: „Fräulein Riemschneider, Sie haben mir während der zwei Jahre, die Sie hier im Schlosse wohnen, treue Dienste geleistet. Ich muß das rühmend anerkennen."

Sie horcht hoch auf, ihr volles Gesicht färbt sich rot wie eine Päonie und das Herz schlägt ihr bis zum Halse, denn nach dieser Einleitung erwartet sie ganz bestimmt einen Heiratsantrag.

Er fährt nach einer kleinen Pause fort: „Ja, ich danke Ihnen für diese Dienste. Aber ich will mich kurz fassen! Ich habe die Absicht, mich zu verheiraten, denn das Junggesellenleben behagt mir nicht mehr. Sonntag soll in Brunnen am Vierwaldstättersee meine Verlobung mit Irmgard Nordenfeld gefeiert werden."

Frieda stößt einen Schrei aus und Totenblässe bedeckt ihr Gesicht. Die Augen rollen ihr im Kopfe, als wollten sie aus ihren Höhlen treten, und die Knie wanken ihr.

„Ja, Sie sind unangenehm von dieser Nachricht überrascht, Fräulein Riemschneider," fährt er fort, „aber Sie sollen keine Not leiden. Die Hochzeit wird Ostern sein, und so lange bleiben Sie selbstverständlich noch hier im Schlosse. Dann aber sind Sie natürlich überflüssig. Ich werde jedoch dafür sorgen, daß Sie eine gute Stelle als Stütze, oder wie Sie wollen, finden sollen."

Frieda sinkt auf einen Sessel nieder, preßt die Hände auf die Brust und stößt in unheimlichen, heiseren Lauten aus: „O, Sie sind sehr gnädig, mein Herr, sehr gnädig! Aber wenn ich mich nun ebensowenig vor die Türe setzen lasse, wie Ihr sauberer Freund Schimmelpfennig?"

Von Lupenski traut seinen Ohren nicht, und eine heillose Furcht befällt ihn vor diesem Weibe.

„Ja, mein gnädigster Herr, ich habe Sie vielleicht noch weit mehr in der Hand als der, denn wenn der Sie verklagt, dann kostet es auch ihm den Kragen."

„Sie sind wahnsinnig!" keuchte der Schloßherr.

Er weiß jetzt, daß diese Person gehört hat, was Schimmelpfennig gestern in seiner Trunkenheit verraten. Es ist ihm auf

einmal, als stehe er auf unsicherem Boden und als gähne ein schauriger Abgrund unmittelbar vor seinen Füßen. Er weiß, was auf dem Spiele steht, darum beherrscht er sich mit der ihm eigenen Willenskraft und spricht mit gut gelungenem Lächeln: „Wie soll ich mir Ihre Worte deuten, Fräulein Riemschneider? Ich will doch nicht hoffen, daß der Schreck Sie wirklich um Ihren Verstand gebracht hat?! Die Unverschämtheit, die in Ihren Worten liegt, will ich Ihrer großen Erregung zuschreiben."

„Halten Sie ein, Sie sind ein ganz falscher Mensch!" unterbricht sie ihn in kreischenden Tönen, noch immer mit den Augen rollend, als sollten dieselben aus den Höhlen quellen und das Gesicht zu einer scheußlichen Fratze verzerrend. „Ich weiß, was ich weiß. Sie sind in meiner Hand. Und nun gehen Sie aus meinen Augen, oder es gibt noch ein Unglück!"

Ja, sie ist von Sinnen in dieser Stunde. Der verletzte Stolz, bittere Enttäuschung und glühende Eifersucht bäumen sich auf in ihr, rauben ihr jeglichen vernünftigen Gedanken und rasen mit ihr davon, daß sie jeder, der sie so sieht, schäumend vor Wut, mit verzerrtem Gesicht, für eine Irre halten kann.

Die Mägde, welche die Mark und Bein durchdringenden kreischenden Töne gehört, eilen furchtsam herbei, denn sie müssen vermuten, daß jemand das Fräulein ermorden will.

„Fort, fort!" schreit sie auch diese an, und ihre Hand ergreift die Obstschale, die auf dem Tisch steht, und schleudert sie den beiden entgegen, daß die Scherben klirren und eine von ihnen an der Hand verletzt wird. Und dann stürzt sie hinaus, die Treppe hoch, in ihr Zimmer, verschließt die Türe, tobt noch eine Weile herum, daß man unten ihre Tritte und ihr Lamentieren hört, und bricht dann erschöpft auf dem Bett zusammen.

„Nun ist das Unglück da," spricht v. Lupenski mit verzweifelter Gebärde zu Schimmelpfennig, der einmal leidlich nüchtern ist. „Du hast in Deinem Rausch alles verdorben. Jetzt gib mir einen Rat. Diese hysterische Person, das Fräulein Riemschneider, hat gehört, wie Du es gestern ausposauntest, daß Du für mich einen Meineid geleistet hast."

„Was? Habe ich das getan?"

„Ja, da siehst Du, wie arg Du es mit dem Trinken treibst! Nun weißt Du von der ganzen Affäre nichts mehr und mich bringt sie zur Verzweiflung."

Ein so feindseliger, bitterböser Blick trifft dabei den Buckligen, daß derselbe unwillkürlich ein paar Schritte zurückweicht.

Wie sieht der Mensch, der einstmals in den ersten Kreisen Berlins verkehrte, verwahrlost aus! Was haben die letzten Jahre aus ihm gemacht. Schäbig ist sein Anzug, widerlich ist das blaurote, aufgedunsene Gesicht mit den grauen Bartstoppeln und den Glotzaugen anzusehen, dazu die ganze Mißgestalt. Hui, ein häßlicheres Wesen ist kaum zu denken!

Sehr bald hat Schimmelpfennig sich aber wieder gefaßt und spricht, als wäre das Ganze kaum der Rede wert: „Eine Person wie die Riemschneider brauchst Du doch wohl nicht zu fürchten. Die ist sehr leicht unschädlich zu machen. Laß sie doch ins Tollhaus stecken, wo sie Dir eine solche Szene gemacht hat! Die Auguste erzählte mir eben davon. Das Weib ist ja gemeingefährlich. Ich kenne sie, ich wußte längst, daß eine Furie in ihr steckt."

„Leicht gesagt," antwortete v. Lupenski, achselzuckend. Aber man kam von diesem Thema so bald nicht ab.

Frieda Riemschneider war infolge der Aufregung ernstlich erkrankt. Doktor Braun kam häufiger aufs Schloß und wußte nicht recht, was er aus ihrer Krankheit machen sollte. Er hatte oft stundenlange Unterredungen ihretwegen mit dem Schloßherrn und seinem Freunde Schimmelpfennig.

„Doktorchen, es kommt mir auf ein paar braune Lappen wirklich nicht an, wenn Sie mir das Weibsbild irgendwo in einer Anstalt unterbringen, wo sie zeitlebens gut aufgehoben und für andere Menschen unschädlich gemacht ist," sprach heute v. Lupenski, als er von der Verlobung zurückgekehrt war.

„Hm, das ist nicht so einfach!" meinte dazu der gar gewinnsüchtige Arzt. „So ganz normal ist sie in dieser Zeit nicht, aber man kann sie unmöglich als gemeingefährliche Irre bezeichnen."

„Sooo? Na, ich danke!" entgegnete darauf Schimmelpfennig. „Hätte sie die Obstschale der Magd an den Kopf geworfen, so wäre sicherlich ein arges Malheur daraus entstanden. Seien Sie nicht so skrupelhaft, Herr Doktor! Ich kenne in N . . . den Leiter einer Anstalt für Nervenkranke, der würde die Kranke gern aufnehmen, es käme nur auf ein Attest von Ihnen an. Wer aber einmal dort in dem Sanatorium zum ewigen „Kerker", wie man es auch nennt, untergebracht ist, der sitzt so sicher hinter Schloß und Riegel, als wäre er zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Ich kenne die Anstalt und kannte manchen, der dort wahnsinnig geworden und umgekommen ist. Wenn Sie mir nur behilflich sein wollten, dann soll alles am Schnürchen gehen. Geeignete Wärter und was für den Transport sonst nötig ist, stellt uns der Direktor gern zur Verfügung. Es handelt sich um ein gutes Werk. Wir sind ja nicht sicher, daß die Person uns in einer Nacht das Schloß über dem Kopfe ansteckt oder uns Gift ins Essen tut."

Man saß lange zu Rate, und Dr. Braun fühlte einmal wieder, daß in seiner Brust doch noch ein Gewissen lebte, denn es redete seit langer Zeit zum erstenmal mit lauter Stimme zu ihm.

Freilich, der Edelmann v. Lupenski und der ehemalige Advokat Schimmelpfennig redeten noch weit lauter auf ihn ein, und die Habsucht mischte sich mit darein, als wäre sie beleidigt, daß außer ihr noch jemand anders überhaupt gefragt wurde.

Acht Tage später hielt eine geschlossene Kutsche vor Schloß Tannenhöh, und Frieda Riemschneider, die recht wohl ahnte, daß man sie nicht in einem idylisch gelegenen Erholungsheim unterbringen wollte, wie der Doktor ihr erzählte, sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, ihr Zimmer zu verlassen.

Aber die beiden stämmigen Männer in Bedientenlivree, die mit der Kutsche gekommen waren, machten kurzen Prozeß mit ihr, sie schienen gut geschult und ihr Handwerk wohl zu verstehen.

In wenigen Minuten saß die von allen Leuten des Schlosses und der Gegend für irrsinnig Gehaltene in dem fest verschlossenen Wagen zwischen den beiden starken Männern, und verließ, verwünscht von denen, die ihr Stolz gekränkt, und bemitleidet von gutmütigen Leuten, die Stätte, an der sie unumschränkte Herrscherin hatte werden wollen. Sklavenketten, ein erbärmliches Dasein, harrten ihrer, und alles in ihr schrie nach Rache.

Unter denen, die um Fräulein Riemschneider weinten, befand sich auch die alte Magd Auguste. Wohl hatte diese manchesmal unter den Launen der jähzornigen Dame zu leiden gehabt, und bei dem Wutausbruch ja sogar Blut vergießen müssen, als ihr Finger von den Scherben verletzt wurde, aber sie weinte dennoch über das große Unglück der Irrsinnigen, denn sie war eine mitfühlende Seele. Und zudem hatte das Fräulein zu guter Letzt noch alles Unrecht gutzumachen gesucht.

„Auguste, es ist möglich, daß ich nicht mehr lange unter den Lebenden weile," hatte es zwei Tage vor der Abreise gesagt, „Sie sind ehrlich und zuverlässig und haben manches harte Wort von mir geduldig eingesteckt. Nehmen Sie dafür mein goldenes Armband als Geschenk und als Andenken. Und nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Sie sehen hier dieses kleine Paket mit der blauseidenen Schleife. Das sollen Sie der jungen gnädigen Frau am Tage ihres Einzugs überreichen und ihr sagen, das wäre mein Hochzeitsgeschenk. Aber zu niemanden dürfen Sie ein Sterbenswörtchen hiervon reden und auch keinem Menschen das Geschenk zeigen. Geben Sie mir Ihre Hand darauf und versprechen Sie es mir. Was in dem Päckchen ist, werden Sie schon noch erfahren."

Die ehrliche Auguste war von dem Glanz des Armbands völlig geblendet und konnte nicht begreifen, daß es ihr wirklich gehören sollte. In ihrer freudigen Erregung versprach sie feierlich mit Handschlag, das Geheimnis wohl zu hüten, und dann beschwor sie das Fräulein, sich doch nicht etwa selber das Leben zu nehmen.

Frieda trug sich in jener Stunde ernstlich mit Selbstmordgedanken, aber sie kam doch wieder davon ab und wollte gerade an dem Tage, als die Kutsche vorfuhr, das Päckchen wieder zurückfordern, um es vorläufig noch selber zu verwahren.

Jetzt also war es zu spät, jetzt lag sie in ehernen Sklavenketten, und Auguste weinte ihr nach. Die ehrliche Seele dachte nicht daran, das Paket zu öffnen. Sie hielt treulich ihr Wort und bezähmte ihre Neugier. Allerdings vermutete sie auch nichts Besonderes darin, wo Fräulein Riemschneider ja doch nicht richtig im Kopfe war. Es mochte irgendein alberner Tand sein.

* * *

Jetzt war Irmgard Nordenfeld Konstantin v. Lupenskis angetraute Gattin. In aller Stille hatte man die Hochzeit gefeiert, und nach kurzer Hochzeitsreise wurde nun heute das junge Paar in Schloß Tannenhöh erwartet.

Es war ein wundervoller Frühlingstag, voll Sonnenglanz und Lenzeswonne. Das erste zarte Grün umhüllte die weißen Birkenstämme wie ein zarter, wunderbar feiner Schleier, in den Lüften dufteten die Veilchen, blühten die weißen Anemonen und unter dem blauen Himmelsdom war ein Jubilieren und Trillern und Pfeifen von Millionen gefiederten Sängern, als

hielt der gütige Schöpfer selber seinen Einzug in seine arme Erde.

Jetzt rollte die Staatskarosse, die von vier feurigen Rappen gezogen wurde, über den Damm dahin, durch den Buchen- und Tannenwald, den Irmgard einmal so sehr bewundert. Bleich und ernst saß sie da, den Kopf in die schwellenden Kissen geschmiegt, die Hände gefaltet wie zum Gebet, und die Augen, die großen, seelenvollen Augen, träumend emporgerichtet zu den Kronen der Buchen, an denen das junge Laub zu knospen begann und in denen der Vöglein frohgemute Schar ihre Lenzeslieder in die Welt hinausschmetterte.

Der junge Gatte aber trug eine strahlende Siegermiene zur Schau. Er war heiterster Laune, denn nun hatte er ja alles erreicht, was er erstrebt, und alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Nun brauchte er nicht Tag und Nacht in ängstlicher Sorge zu leben, daß irgend ein Ereignis eintreten könnte, durch das der Braut seine Vergangenheit entdeckt würde.

Sie würde die Verlobung sofort aufgehoben haben, wenn ihr jemand von den unzähligen Liebesabenteuern und gemeinen Betrügereien, die hinter ihm lagen und in die er teilweise noch verwickelt war, berichtet hätte. Aber jetzt ist sie sein, jetzt leben sie beide in Gütergemeinschaft, jetzt kann ihm niemand mehr seine Beute rauben.

Da fühlt er plötzlich ihre weiche, kleine Hand in der seinen, und fast erschreckt fährt er zusammen bei ihrer Frage: „An was denkst Du, Konstantin? Hast Du mich auch wirklich lieb?"

„Aber Schatz, daß weißt Du ja doch! Was soll Dein Mißtrauen? Schenke ich Dir nicht mehr, als ein Fürst Dir bieten könnte? Sieh, alles, was Du hier weit und breit erblickst, gehört zu unserem Reich. Ich bin der mächtigste Großgrundbesitzer der Provinz und tausche mit keinem Könige." Und in überschwänglichen Worten pries er sich selber und zählte alle seine Vorzüge auf. Aber sie hörte ihm nur mit halbem Ohr zu, denn sie wußte, daß er seit der Trauung ein ganz anderer geworden war.

Sie entbehrte die zarte Rücksicht, den ritterlichen Sinn an ihm, wodurch er ihr als Bräutigam so imponierte, sie hatte gehofft, daß zwischen ihnen kein Geheimnis bestehen würde, und darin sah sie sich bitter getäuscht. Denn mit dem feinen Instinkt des Weibes fühlte sie heraus, daß da manches war, das sie nicht erfahren sollte. Darum wußte sie auch, daß ihre ganze Liebe diesem Manne niemals gehören könnte. Sie sah es genau voraus, daß diese Ehe kein Glück für sie bedeuten würde. Heute gefiel sie ihrem Gatten noch in den Reizen der Jugend, aber das war auch alles, worauf seine Liebe zu ihr gegründet stand.

Der Oberinspektor Müller hatte keine Kosten gescheut, den Empfang des jungen Ehepaares so prunkvoll und glänzend wie nur möglich zu gestalten. Eine gewaltige Ehrenpforte erhob sich am Fuße des Schloßberges, und eine Blumenpracht, wie der Sommer sie hierzulande nicht zu bieten vermag, entfaltete sich vor den staunenden Augen der jungen Frau.

Fahnen und Fähnlein flatterten lustig im Winde, eine Musikkapelle spielte liebliche Weisen, und buntgeputzt standen die Gutsleute in zwei langen Reihen zu beiden Seiten des Weges, alle mit Feiertagsgesichtern, alle voll guter Wünsche für die schöne junge Herrin, die jeder liebgewinnen mußte, der ihr in die großen, sanften, dunklen Augen geschaut, aus denen Herzensgüte und demütiger Sinn so deutlich sprachen.

Und jetzt hält die Staatskarosse vor dem großartig illuminierten und ebenfalls mit Blumen aufs prachtvollste geschmückten Schloß.

Da erscheint Schimmelpfennig in Frack und weißer Weste, um das junge Paar durch eine Rede zu begrüßen. Doch es gelingt ihm nur mit großer Mühe, ein paar Worte zu lallen, denn er ist vollständig betrunken, so daß Irmgard entsetzt ausruft: „Was soll der widerliche Mensch nur immer in Deiner Nähe?"

„Kind, er ist ein Unglücklicher und hat mir einst treue Dienste geleistet, darum verbietet es mir mein Herz, ihn hinauszustoßen," erwidert v. Lupenski mit scheinheiligem Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Fleuron

Kriegsnovelle von M. Jankowski.

Heiter lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie sandte ihre heißen Strahlen der Erde genau so zärtlich zu — wie sonst auch, gleichsam, als wäre nichts geschehen, als ginge sie der furchtbare Kampf, der heute dort unten wieder getobt hatte, gar nichts an.

Und doch war Bedeutendes geschehen, die Höhe . . war von den Unseren gestürmt, diese Höhe, auf welche wir es schon längere Zeit abgesehen hatten — und die von den Franzosen bisher gehalten worden war. Unserem alles niederreißenden Sturmangriff hatten die Feinde aber nicht standhalten können. Zwar setzten zu Beginn des Angriffs ihre Maschinengewehre zielsicher ein, da fielen Sachsens blonde Söhne, hier einer, da einer — aber heldenmütig stürmten die anderen vorbei an den Gefallenen — zu Rächenden — und: barbar, le diable — tönte es kreischend aus dem Munde der flüchtenden Feinde. — Die Höhe war unser! Schmeichelnd glitt die Sonne von einem der stillen Schläfer zum anderen. Bei einem, der ganz abseits von seinen Kameraden an einem grünen Abhange lag, machte sie Halt, — der da, der war ja nicht tot, der lebte ja noch. Frau Sonne glitt zögernd über ihn her, küßte die feuchten blonden Locken und die geschlossenen Augen — aber selbst ihr heißer Kuß konnte ihn nicht aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken. Da sandte sie ihre Boten weit fort, um Ausschau nach Hilfe zu halten — und ein kleiner Sonnenstrahl erhaschte ein junges blondes Mädel, das tief unten das Tal durchschritt. Und der goldene Strahl lockte — lockte. . . .

Das blonde Ding aber war die kleine Marie Fleuron, in deren zerschossenem Dörfchen die freundlichen Sachsen vor dem Sturmangriff lagen — und die mit manchem von ihnen gute Freundschaft geschlossen hatte. Und einer war unter ihnen gewesen, der war so stolz und unnahbar, daß er die stille Verehrung der Kleinen gar nicht bemerkt hatte. Seine Kameraden aber sagten, daß er weder stolz noch hochmütig sei, sondern im Gegenteil herzensgut, nur ein Träumer, der mehr im Himmel als auf der Erde lebe, das bringe so sein Beruf als Geigenkünstler mit sich. Die kleine Marie wußte, daß ihre Freunde die Anhöhe gestürmt hatten — und nun die Franzosen verfolgten, versonnen schaute sie hinauf. Dort oben, wo die ganze Nacht bis in den hellen Morgen hinein das grauenhafte Kampfgetöse getobt hatte, war es jetzt still — ganz still. . . .

Und der Sonnenstrahl lockte stärker und stärker.

Da kletterte das junge Ding den steilen Hang hinan und schickte die Augen spähend in die Weite. Wo mochten sie jetzt sein, die Tapferen?

Plötzlich schrak sie zusammen, drang da nicht ein Stöhnen an ihr Ohr?

Furchtsam ging sie den wehen Tönen nach — und stand entsetzt still, der, den ihr junges Herz so sehr verehrte — dort lag er starr und unbeweglich. Marie riß sich zusammen, sie hatte ihn doch stöhnen hören, also mußte doch auch noch Leben in ihm sein, zitternd beugte sie sich zu ihm herab — und wollte fast aufjubeln — er atmet, wenn auch nur ganz schwach.

So rasch die Füße sie trugen, eilte Marie nun ins Dorf und holte den alten Jean Baptiste, den Kuhhirten, und mit Aufbietung aller Kräfte schafften ihn die beiden ins Dorf. In Mariens halbzerschossener Hütte betteten sie ihn in weiches, weißes Linnen. Leise setzte sich das junge Mädchen an sein Lager und schaute still auf die bleichen Züge.

Würde der alte Arzt des Nachbardorfes, zu dem sie Jean Baptiste geschickt hatte, auch kommen, und dem Prussien helfen? Betend faltete sie die kleinen Hände, aus frommem, kindereinem Herzen stieg das Gebet empor, zu der Schmerzensreichen, deren Namen sie trug.

Hatte ihr Gebet solche Kraft, wurde es so schnell erhört? Der Kranke schlug die Augen auf — und blickte erstaunt das Mädchen an. Doch dann schienen heftige Schmerzen sich seiner zu bemächtigen, die blauen Augen wurden ganz schwarz und der Mund verzerrte sich vor Qual. Marie sprang auf: „Kann ich Ihnen helfen, kann ich irgend etwas für Sie tun?" fragte sie atemlos. Entsetzt taumelte sie aber zurück, aus des Verwundeten Stöhnen waren die Worte: „Ein Ende möchte ich machen, gib mir doch einen Revolver, Mädchen," an ihr Ohr gedrungen.

Da brach aus Mariens Augen solch frommer Vorwurf, daneben aber auch ihre große heilige Liebe zu ihm, daß sich des jungen Geigers schmerzverzogene Züge glätteten, als hätten weiche Mutterhände seine Stirn gestreichelt.

„Möchtest Du denn, ich sollt gesund werden?" fragte er leise — und ebenso leise bejahte es Marie. Was sollte sie tun? Jean Baptiste blieb gar so lange — da hörte sie schwere Tritte, — der Alte trat mit deutschen Sanitätsmannschaften ein.

Jean Baptiste hatte ihnen, die auf Höhe . . . ihrer segensreichen Tätigkeit nachgingen — in richtiger Erkenntnis der Sachlage — Mitteilungen von der Auffindung gemacht — und so mußte die kleine Marie es nun schweigend dulden, daß ihr geliebter Kranker auf die Bahre gelegt — und behutsam fortgetragen wurde.

Unsere Feldgrauen auf dem Balkan-Kriegsschauplatze: Truppen-Verladestelle an der Donau.

Verschüchtert lief das junge Mädchen hinter der Bahre her, von den erstaunten Blicken der Krankenträger nahm sie keine Notiz. Erst als einer, ein blonder, gutmütiger Riese sie fragte, was sie denn eigentlich mit dem Mitlaufen bezwecke, erklärte sie ihm, daß sie nicht eher in ihr Heimatdorf zurückkehren würde, bis sie wisse, was der Arzt gesagt habe.

Noch erstaunter blickten da die Träger auf das junge Ding, welches so rein und glatt deutsch sprach, als wäre sie eine Landsmännin von ihnen. Und so war es auch. Auf Befragen erzählte Marie, daß ihre verstorbenen Eltern Deutsche gewesen. Nach ihrem Tode war sie von der Schwester der Mutter, die an einen Franzosen verheiratet war, aufgenommen worden.

Die Tante war nun auch — einige Wochen vor Kriegsbeginn — für immer schlafen gegangen, der Onkel stand als Soldat schon längere Zeit im Felde.

Und auch von ihrer großen Sehnsucht nach Deutschland, nach den Moselbergen — erzählte die Kleine, die sie verlassen mußte, als sie zehn Jahre alt war, und die sie nie, nie vergessen konnte. Frankreich hatte ihr die Heimat nie ersetzen können.

— — Mittlerweile waren die Träger zu dem entfernten Kriegslazarett gekommen, und Marie kehrte auf Anraten der freundlichen Helfer wieder in ihr Heim zurück. Morgen um die gleiche Zeit sollte sie sich über den Zustand Hans Eilers, so hieß ihr Schützling, Bescheid holen.

Schon lange vor der festgesetzten Zeit stellte sich Marie Fleuron, die eigentlich Marie Rutward hieß, ein, da erfuhr sie, daß der junge Geiger sehr schwere Verwundungen erlitten hatte. Drei Einschüsse waren es, die den Darm unzählige Male durchlöchert hatten und nun eine Operation unbedingt erforderten. Wie mit Messern schnitten diese Worte in Mariens Herz, flehend bat sie den freundlichen Mann, ihr doch hier täglich Nachricht zu geben — und gerne versprach er es ihr. — Nun kamen bange Tage. Die Operation verlief gut, aber würde der geschwächte Körper sich auch durchringen können? Nur ein Wunder könnte ihn retten, hatte neulich der Wärter gesagt, da betete Marie heißer und inniger denn je.

Täglich stellte sie sich ein, sie scheute nicht Wind und Wetter, nicht den weiten, beschwerlichen Weg. Und eines Tages, viele waren seither ins Land gegangen, da konnte ihr der freundliche, blonde Riese glückstrahlend mitteilen, daß ihr Schützling nun außer aller Gefahr sei — und sie morgen gerne einmal sprechen möchte.

Da erschrak die kleine Marie fast noch heftiger als damals, da sie Hans Eilers bewußtlos am Abhange fand. Was würde er sagen, wie würde er ihre Teilnahme aufnehmen? — Ganz langsam, als wären die Füßchen mit zentnerschweren Lasten beschwert, ging Marie heim.

Mitten aus Schutt und Geröll, inzwischen zerschossener Bauernhäuser reckt sich der schlanke Turm der Sankt Stephanskirche, dieser uralten Kirche, die der ganze Stolz des harten, zähen Bauerngeschlechtes war, und jetzt gleichsam die Hinfälligkeit alles Bestehenden kennzeichnet. Der Turm steht, aber die Kirche selbst ist durch deutsche und französische Granaten verwüstet. Von den bunten prächtigen Kirchenfenstern blinkt nur noch ein einziges.

Die Sonne sendet ihre Strahlen, die ausschauen, als hätte sie sie zuvor hineingetaucht in all das junge warme Menschenblut, das auch heute wieder irgendwo da draußen geflossen ist, — gerade durch dieses eine Fenster.

Sie zwingt in ihren Lichtkreis gerade die eine Ecke des Kirchleins, die sonderbarerweise auch verschont ist, — den Hochaltar.

Und hier in dieser wundervollen Zusammenstellung von Gold und Marmor und Lapis-Lazuli blitzt und blinkt noch alles wie zuvor.

Hier grüßt noch immer die Madonna mit der Strahlenkrone und hält segnend über dem blonden Haupte der Knienden den Erlöser der Menschen.

Mit Rosen, mit roten Rosen hat Marie die Ecke der Heiligsten geschmückt, und in tiefer Demut fleht sie jetzt zu der Allgütigen.

Wunderbar gestärkt erhebt sich endlich das Mädchen, sie weiß es, die Madonna wird ihr beistehen — und die Füßchen, die gestern so schwer gingen, die fliegen heut fast über den beschwerlichen Weg.

Und nun ist Marie angelangt. Ihr blonder Führer erwartet sie und führt sie durch lange, hölzerne Bauten in einen schattigen Garten.

Dort sitzt, noch sorgsam in Betten und Decken eingehüllt, ihr Schützling. Als Marie ihm nun aber gegenübersteht, verläßt sie all ihr schöner Mut. — Schüchtern streckt sie ihm nur eine rote Rose hin, die ihr die Madonna zuvor segnen mußte. Ueber die Züge des jungen Geigers fliegt ein frohes Lächeln, ihm ist dieses süße verlegene kleine Mädel da keine Fremde — die Wärter haben ihm alles erzählt.

Er ruft sie zu sich: „Komm doch bitte her, Marie, ich muß Dir doch für alles danken, — wenn Du mich nicht gefunden hättest — und dann so lieb und gut zu mir gewesen wärst — ja, wer weiß, wo ich dann heut schon läge. Und ein bissel schad wär's doch auch um mich gewesen, gelt? Wenn ich auch den Himmel nicht mehr stürmen kann, meine Kunst, meine hohe, herrliche Göttin, — und Du, mein treues, aufopferndes Lieb, Ihr werdet mir noch viel Schöneres im Leben bieten. Und nun geht's bald heim, heim zu meinem lieben alten Mutterl, der Du den Sohn neu geschenkt hast." Sanft zieht der junge Künstler sein Lieb an sich: „Gelt, Marie, und Du gehst mit, wirst doch Deinen Schützling nicht alleine ziehen lassen, oder wie ist es, magst mich am End gar nicht — und's war vielleicht ein ganz anderer, für den Du gebetet hast, Du liebes, süßes Mädel, Du?" Die Antwort schien für beide Teile befriedigend ausgefallen zu sein. . . . Zwei junge selige Menschenkinder hielten sich innig umschlungen und träumten unter dem strahlenden französischen Himmel von der Heimat, — träumten von uralten Sachseneichen, von rebenumkränzten Moselbergen — und von fernen glücklichen Tagen — in denen die heilige Kunst mit der Liebe Hand in Hand gehen würde.

Landwirtschaftliche Berufe für Frauen

Es bleibt nach wie vor bedauerlich, daß die Ausbildung der Frauen gerade für die landwirtschaftlichen Berufe immer noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Ja, ich darf wohl, nachdem ich jetzt in dreißig praktischen Jahren als Vorsteherin eines riesengroßen Landhaushaltes die Fehler dieser Ausbildung genau erkannt habe, behaupten, daß die wenigsten jungen Mädchen, die auf's Land gehen, überhaupt eine klare Vorstellung von ihren zukünftigen Pflichten haben.

Ich möchte bei dem landwirtschaftlichen Frauenberuf scharf unterscheiden zwischen Außen- und Innenmamsell und einer Hilfe für alles. Die Außenmamsell hat gewöhnlich die große Milchwirtschaft, sofern die Milcherträge noch nicht zur Genossenschaftsmolkerei geschickt werden und alles, was damit zusammenhängt, die Aufsicht über den Geflügelhof und die Buchungen über alle Erzeugnisse des Gartens, unter sich. Eine Außenmamsell aber, die nicht selbst eine Kuh zu milchen versteht und im Notfall mit ruhiger Sicherheit praktisch die von der Melkerin begangenen Fehler beweisen und erklären kann, damit sie gebessert werden, hat schon eins der größten Erfordernisse nicht erfüllt. Die Schweizer, denen noch vor Jahren die gesamte Milchwirtschaft inklusive Kleinviehaufzucht unterstellt war, sind bei sehr vielen großen Getrieben abgeschafft, weil sie erstens mal zu viel Milch für sich verbrauchen, andererseits im Verbrauch der guten Heusorten absolut keine Einteilung kannten und keine Belehrung anerkannten. Auch muß die Außenmamsell genau wissen, was gegen böse Euter, die entweder nach dem Werfen des Kalbes oder durch Vernachlässigung beim Milchen entstehen, zu tun ist. Sie braucht das alles nicht selbst auszuführen, muß aber sofort sehen, ob Euterschwellung, eine Verhärtung, die so leicht zur Ausschlachtung eines Striches führt, kommen will — — kurz, muß durch Abordnung und Ueberwachung von Leinsamumschlägen, sanften Massagen und Blähungen das Uebel zuerst mal ohne Tierarzt zu beseitigen versuchen.

Dann soll sie sich auch des Aufzugs der Kälber mit besonderer Liebe annehmen. Jeder Durchfall bei einem zarten Tier muß sofort durch Absatz der Vollmilch, durch Hinzufügen einer leichten sorglich gekochten Hafersuppe, eines kleinen Schnapses usw. kuriert werden.

Es ist unglaublich, wieviel wertvolles Material an Milchkühen und Importkälbern durch die Nachlässigkeit solcher Außenmamsell eingehen — wieviel aber auch wiederum durch ihre Treue und Tüchtigkeit gespart werden kann.

Ich zahle meiner jetzigen Außenmamsell, die vier Jahre bei mir ist, jährlich 650 Mark nebst der üblichen freien Station und Wäsche. Die Bezahlung ist also gut!

Für den großen Garten ist ja zumeist ein Gärtner da, der auch die Erzeugnisse zum Markt usw. zu schaffen pflegt.

Die Außenmamsell soll aber an Ort und Stelle nachschauen, ob und wieviel Erzeugnisse jedesmal zum Verkauf angeboten werden, die Einnahmen genau buchen, das Einpacken des Dauerobstes und Verschicken unter sich haben und das Halteobst für den eigenen Haushalt auf das Genaueste kontrollieren.

In einigen Getrieben hat sie außerdem noch die Aufsicht über die Wäsche! — Das wird sich immerhin nach der Größe der Milchwirtschaft zu richten haben. Bei zirka zwanzig Kühen — wie bei uns — wo sie natürlich auch das Säubern der Kannen und Geschirre zu überwachen hat, wird sie das nicht mehr mit übernehmen können.

Die Pflichten für die Innenmamsell sind das Kochen für den Herrschafts- und Inspektortisch, das gesamte Einmachen, die Großschlächtereien und die Aufsicht über die Hausreinigung. Ihr liegt auch die Herausgabe der wöchentlichen Wäsche und das Zurücklegen der schadhaften Stücke ob. Meine Innenmamsell hat außerdem die Imkerschule in Eystrup, Provinz Hannover, besucht, und die Bienenzucht bei uns übernommen. Ich gebe ihr jedes Jahr zu einer gelegenen Zeit zehn Tage Urlaub, wo sie unentgeltlich wiederum dorthin geht und ihre Kenntnisse erweitert und modernisiert.

Die Vorgängerin der jetzigen, die eine besondere Begabung für die Imkerei mitbrachte, hat sich später selbständig gemacht und eine gutgehende Bienenzucht angelegt. Ich möchte ganz kurz bemerken, daß für diesen Beruf ein Kapital von 150 Mark sehr gut reicht, und daß vor allem eine große Ruhe und Sicherheit dabei Erfordernis wird. Nervöse, aufgeregte Menschen werden — meiner Erfahrung nach — mit der Bienenzucht keine Erfolge haben.

Die Innenmamsell hat auch gewöhnlich die Aufsicht über die Zierbeete. Ist nämlich nur ein Gärtner mit einem Burschen vorhanden, so hat er genügend mit dem Obstgarten, der ja große Spargelanlagen usw. hält, zu tun, so daß der Schmuck — also der sogenannte Vorgarten — nicht recht von ihm mit versorgt werden kann.

Der Innenmamsell macht dies auch nach all dem häuslichen Aufenthalt gewöhnlich viel Freude. An der Königlichen Lehranstalt in Geisenhaim am Rhein und in Karlsruhe (diese letztere kommt aber hauptsächlich für die Töchter dortiger bäuerlicher Grundbesitzer in Frage) lernt man in zehn Tagen bei einiger Anerkenntnis und gutem Interesse alles, was für den Schmuck unseres Ziergartens wirklich notwendig ist.

Meine Innenmamsell erhält jährlich 450 Mark. Sie hat es etwas leichter als ihre Kollegin, weil sie nicht wie jene um 4 Uhr morgens aufzustehen nötig hat, sondern erst um 6 Uhr auf dem Posten sein muß. Allerdings dann bereits sauber und nett angekleidet.

Möchten doch die jungen Damen und Mädchen hiervon Kenntnis nehmen und wohl vorbereitet und viel zahlreicher als bisher den gesunden und schönen hauswirtschaftlichen Landberuf erwählen!

Er ist wahrlich nicht schwerer als die andern. Man vergleiche nur den Beruf der Telephonistin — das stundenlange Ausharren in Sommergluten unter den Glasdächern — das mürbemachende Einerlei und die ständige Freundlichkeit im Verkehr. . . .

Das bißchen Freiheit, das damit zusammenhängt, ist wahrlich — meiner Meinung nach — sehr teuer bezahlt, denn ich verlor eine liebe treue Freundin, die sich von der Großstadt goldene Berge versprach, durch den Telephonberuf, während ich es noch niemals erlebte, daß der ländliche Beruf ein Opfer forderte, weil Nerven und Kräfte frühzeitig verbraucht wurden.

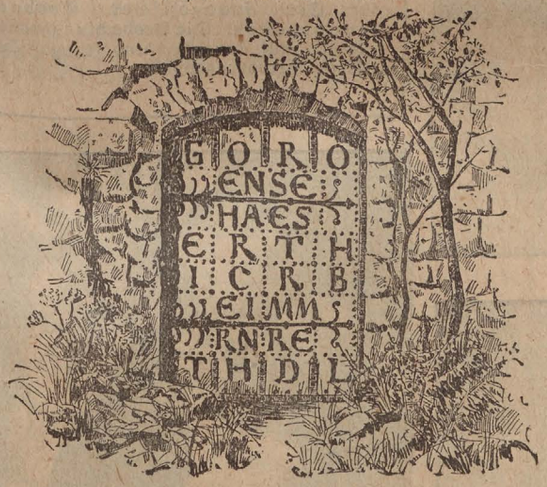
Ein kurzes Wort sei nun noch über die Hilfe für alles gesagt. Sie besorgt gewöhnlich zusammen mit der Hausfrau alles und braucht in keinem Spezialfach perfekt zu sein.

Die Aufsicht über den Kuhstall ist ihr gewöhnlich erspart, da ein bewährter Kuhfütterer dies besorgt. Dagegen werden von ihr gute Kochkenntnisse, Geschick in der Schlächterei und Interesse für den Geflügelhof verlangt.

Eine solche landwirtschaftliche Stütze soll immer gut flicken und stopfen können. Auch wird zumeist etwas schneidern für den Hausbedarf von ihr verlangt.

Allerlei Kurzweil

1. Problem: Das Tor.



2. Buchstabenrätsel.

Die Buchstaben in diesem Rechteck sind so zu ordnen, daß in jeder wagerechten Reihe zwei Wörter von je fünf Buchstaben entstehen. Der Endbuchstabe des ersten Wortes jeder Reihe bildet auch immer den Anfangsbuchstaben des zweiten in derselben Reihe. Die Wörter bezeichnen: 1. einen Vogel und ein Gefühl, 2. ein Sternbild und eine Stadt im östlichen Frankreich, 3. eine Stadt an der Südküste Englands und eine Person aus Lessings „Nathan", 4. ein Sternbild und einen deutschen Strom, 5. ein chemisches Element und den Stammvater eines Herrscherhauses von Rußland, 6. einen Fluß in Deutschland und einen in Frankreich. — Nach richtiger Lösung erscheint in der dritten Reihe der Name eines römischen Historikers und in der siebenten der eines römischen Staatsmannes und Redners.

a	a	a	c	c	d	d	e	e
e	e	e	e	e	e	e	e	e
e	f	h	h	h	h	i	i	i
i	i	k	l	l	l	m	n	n
o	o	o	r	r	r	r	r	r
r	s	s	s	t	u	u	v	w

3. Zifferblatträtsel.

Wenn man die Ziffern auf dem Zifferblatt einer Uhr gleichmäßig durch gewisse Buchstaben ersetzt, so ist 1 2 3 4 ein Fluß, 3 4 5 6 7 ein Name aus der griechischen Sage, 3 4 5 6 7 8 eine Münze, 4 5 6 7 8 ein Baum, 7 8 9 10 11 ein Vorname, 10 11 12 1 ein orientalischer Fürstentitel.

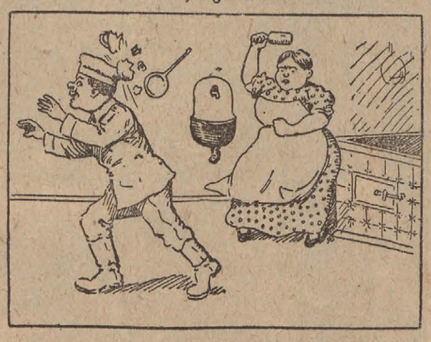
4. Rätsel.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Er ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

5. Rätsel.

Dem eisigen Winterfrost, der Sonne glühndem Brand — Trotz ich mit gleichem Mut und stehe unverwandt, — Wo mirs die Pflicht befiehlt; stets bin ich ganz allein. — Auch hab ich Arme wohl, nur fehlen mir die Bein, — Und manchem Schwätzer gleich, zeig ich dir ohne Müh — Zwar gern den rechten Weg, doch geh ich selbst ihn nie.

6. Scherzrebus.



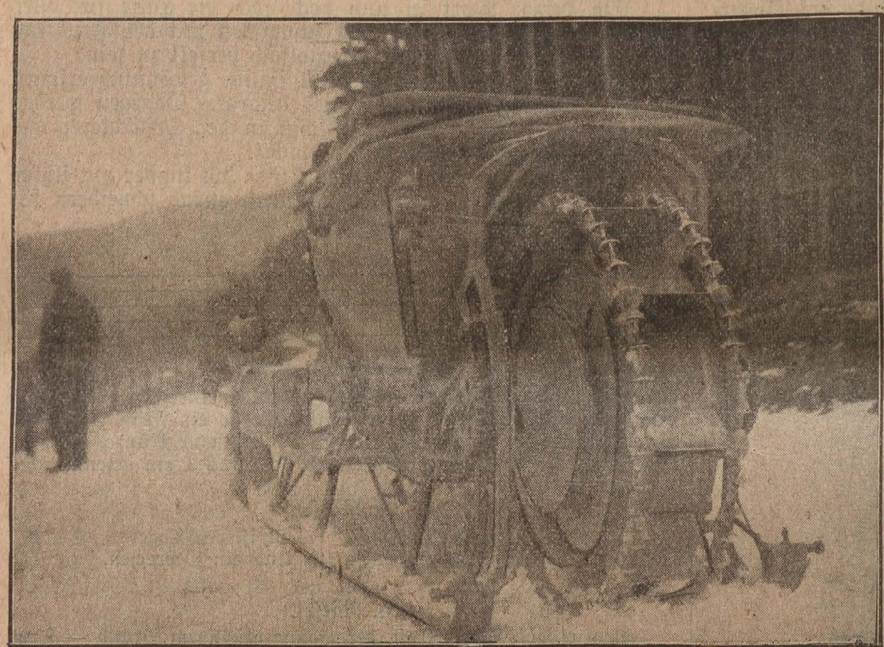
7. Rechenaufgabe.

Von einer Schwadron Soldaten werden drei Zehntel als Patrouille vorgeschickt und 7 Mann als Meldereiter verwendet, während von dem Reste noch zwei Fünftel der Mannschaften zum Bau einer Brücke den Pionieren zugeteilt werden. Die nun noch übrigbleibenden 42 Reiter werden mit dem Reste einer anderen Schwadron vereinigt.

Wie stark war die ursprüngliche Schwadron?

Lösungen: 1. Man nimmt zuerst die beiden ersten Buchstaben der ersten Zeile und fährt die beiden letzten Buchstaben der letzten Zeile folgen. In bestehen Zeile liest man die beiden ersten Buchstaben der 2. und beiden letzten der vorletzten Zeile. Sodann folgen die 3. und die 6. Zeile usw. Es ergibt sich bei richtiger Lösung: Goldener Hammer bricht eisernes Tor. — 2. Rieder, Blade, Peter, Reims, Tower, Brecha, Geier, Rhein, Tiber, Bruti, Meier, Rhone. Zirius — Cicero. — 3. Nahetlerich. — 4. Staar. — 5. Regameier. — 6. „Egyptoberende Mühle". — 7. 110 Mann.

Generalmajor v. Hoen, Kommandant des österreich.-ungarischen Kriegspressequartiers.



Oberes Bild rechts:

Vom Kriegsschauplatz in den Alpen: Eine vorgeschobene österreichische Telephonstelle an einem der zahlreichen kleinen Dolomitenseen.

Mittleres Bild:

Ein österreichischer Motorschlitten, der der Armee bei den Gebirgskämpfen gute Dienste leistet.

Unteres Bild links:

Benzinausgabestelle in einer deutschen Etappenstation.

Unteres Bild rechts:

Ein französischer Beobachtungsposten. Die Beobachtungsposten leisten auf deutscher und französischer Seite Hervorragendes.